Nr. 137. 40. Jahrgang.

Ausgabe für Berlin und Umgegend.
Abend-Ausgabe.

Mittwoch, 15. März 1911

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Nationalliberale und Antisemiten.

Wie die „National-Ztg." mitgeteilt hat, werden in Gießen heute die nationalliberalen Honoratioren abermals zusammentreten und vermutlich den Beschluß, für die bevorstehende Stichwahl zwischen dem Antisemiten und dem Sozialdemokraten keine Parole auszugeben, mannhaft annullieren. Diese Nachricht hat gewiß niemanden überrascht, denn die nationalliberale Partei ist nun einmal zum Umfall gewissermaßen prädestiniert, und wenn ein Teil — wir sagen vorsichtig: ein Teil — ihrer Mitglieder auch wenig feste Ueberzeugungen hat, so hat er dafür eine neue Meinung an jedem Wochentag. Seit das Gießener Wahlresultat bekannt geworden ist, haben die antisemitischen Blätter vom Schlage der „Staatsbürger-Ztg." und der „Tägl. Rundschau", hat die ganze konservative und agrarische Presse auf die Nationalliberalen einzuwirken versucht, und vor und mehr noch hinter den Kulissen hat man ihnen klar gemacht, daß eine entschiedene Stellungnahme für den antisemitischen Kandidaten ihre nationale Ehrenpflicht sei. Diese bedrängten Politiker haben dem dringlichen Appell nicht zu widerstehen vermocht, und so werden sie nun wohl die nationalliberalen Wähler von Gießen-Nidda auffordern, ihre Stimmen dem Antisemiten Werner zu geben, dem Kandidaten der „bürgerlichen Parteien". Die nationalliberale Partei, die einst die Partei des vornehmen Bennigsen, Simsons und Eduard Laskers war, verbrüdert sich mit Schack, Werner und Bruhn.

Die wirklichen Liberalen haben keine Ursache, sich über diesen Vorgang besonders aufzuregen, und wollten sie ein wenig jesuitisch sein, so könnten sie sich über das Verhalten der Nationalliberalen vielleicht sogar freuen. Der Antisemit Werner wird in der Stichwahl mit Hilfe der fortschrittlichen Wähler hoffentlich auch ohne die Nationalliberalen geschlagen werden, und die Hauptwahl in Gießen-Nidda hat ja gezeigt, wohin die nationalliberale Partei mit ihrer Anbiederung an Agrarier und Antisemiten gelangt. Die Wähler, angewidert durch eine solche Politik, haben sich in Massen der Fortschrittlichen Volkspartei zugewandt, und wenn die nationalliberalen Herren jetzt sogar offen und ohne schamhaftes Versteckspiel für einen Radauantisemiten eintreten wollen, so werden die besseren Elemente ihrer Wählerschaft daraus gewiß die nötigen Konsequenzen ziehen und noch zahlreicher als bisher in das fortschrittliche Lager übergehen. Aber so unbringend das Verhalten der Nationalliberalen für die weiter links stehende Partei auch ist, es drängt andererseits den entschiedenen Liberalen doch auch gewisse Fragen auf, die bisher nicht berührt worden sind. Es schien bis jetzt, daß man überall dort, wo in der Stichwahl ein nationalliberaler Kandidat einem sozialdemokratischen gegenüberstehen wird, den linksliberalen Wählern das Eintreten für den Nationalliberalen würde empfehlen können, wenigstens dann, wenn der Kandidat nicht zur Heyl-Fuhrmannschen Richtung gehört. Verbrüdern sich die Gießener Nationalliberalen mit den Anhängern der antisemitischen Spelunkenpolitik, und geben die anständigen Elemente in der Partei nicht deutlich ihre Mißbilligung kund, so wird kein wirklich liberaler Wähler sich davon überzeugen lassen, daß der Nationalliberale dem Sozialdemokraten vorzuziehen sei. Die linksliberalen Wähler werden jeder Aufforderung, in solchen Zweifelsfällen für den Nationalliberalen zu stimmen, ein glattes Nein entgegenstellen und alles, was man tun könnte, um dieses Nein in ein Ja zu verwandeln, wäre verlorene Liebesmüh!

In welche Gefahr die nationalliberale Partei gerät, indem sie sich den antisemitisch-agrarischen Forderungen unterwirft, ist klar: sie wird von rechts her nicht weniger als früher angegriffen werden und sie wird den Beistand von links her verlieren, der in der gegenwärtigen Situation allein ihr helfen kann. Sie gefährdet zugleich den Hansabund, an dessen Wahlfondssammlung ein entschiedener Liberaler sich kaum noch beteiligen wird, wenn dieser Fonds den Helfershelfern des Antisemitismus zugute kommen soll, denn jeder begreift, daß man damit den Antisemitismus selber stützt. Wir zweifeln nicht einen Augenblick daran, daß Herr Bassermann und seine Freunde, und daß all diejenigen, die auf die Reputation und die Sauberkeit ihrer Partei halten, sich innerlich schämen, als Verbündete der Schack, Werner und Bruhn dazustehen, und daß sie auch klug genug sind, um die ungeheure, vernichtende Torheit dieses Beginnens einzusehen. Den Vorwand, daß der Antisemitismus eine „bürgerliche Partei" sei, nimmt niemand ernst, denn dieses Sammelsurium skandalsüchtiger Demagogen ist überhaupt keine Partei — und wäre es eine Partei, so müßte doch immer noch die Frage aufgeworfen werden, ob denn die nationalliberale Partei in den Stichwahlen alle „bürgerlichen" Kandidaten des schwarzblauen Blocks herauszureißen und damit der berühmten „Sammlungs"-Parole zu folgen gedenkt. Beschönigen und totschweigen hilft hier nichts, mit der Taktik des Geschehenlassens gerät man schließlich in den Sumpf und alle Einigungsverhandlungen, so erfreulich und begrüßenswert sie auch sind, schaffen gewisse Notwendigkeiten nicht hinweg. Man hat den Nationalliberalen in Gießen-Nidda keine heroischen Taten zugemutet und man hat nicht erwartet, daß sie für die Sozialdemokratie stimmen würden, die eben erst bei der Stichwahl in Kempten-Lindau-Immenstedt dem nationalliberalen Dr. Thoma zum Siege verholfen hat. Man hat sich damit begnügt und würde sich weiter damit begnügen, daß die Nationalliberalen bei der Stichwahl zwischen dem Sozialdemokraten und dem Antisemiten keine Parole ausgeben oder der Abstimmung fernbleiben, und das ist wirklich nicht allzuviel verlangt. Wenn jetzt, bei der neuen Beratung, die heute in Gießen stattfindet, die nationalliberale Fahne frank und frei zu Ehren des antisemitischen Kandidaten entfaltet wird, so haben wir die Pflicht, uns zu erkundigen, wer unter den nationalliberalen Führern damit einverstanden ist, daß die Partei Bennigsens, Simsons und Laskers sich dem Radauantisemitismus dienstbar macht: Es muß klar festgestellt werden, wie weit in der nationalliberalen Partei die Neigung zu einer Verbindung mit den extremsten Elementen des schwarzblauen Blockes geht. Die Haltung der linksliberalen Wähler bei den Reichstagswahlen hängt von der Beantwortung — und auch von der Nichtbeantwortung — dieser entscheidenden Frage ab.

Absetzung des Gouverneurs von Bagdad.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 15. März.

Der Generalgouverneur und Militärkommandant von Bagdad, Nafim Pascha, wurde, wie verlautet, gestern abgesetzt. Die Meldung über die angebliche Entsendung einer Gerichtskommission zur Aburteilung Rasims nach Bagdad wird mir an maßgebender Stelle als falsch, zum mindesten als verfrüht bezeichnet.

Die Rede Grey's.

J. S. „Wir haben die Hochwassermarke der Flottenausgaben erreicht," erklärte soeben in der Marinedebatte vor dem Unterhause der Erste Admiralitätslord Mac Kenna, und der Minister des Aeußeren, Sir Edward Grey, wiederholte und unterstrich seine Erklärung in einer glänzenden Rede, in der er sich wie die Blätter berichten, mit „ernster Ueberlegtheit und in sehr eindrucksvoller Weise" an das vollbesetzte Haus wandte. Beide Minister setzten ihrer verheißungsvollen Mitteilung die Bedingung hinzu, daß die Flottenprogramme der Mächte, vor allem Deutschlands, ihrem normalen, beabsichtigten Gange folgten. Mit diesem Zusatz wurde die Ankündigung aus dem Bereiche der Wünsche und Hoffnungen auf die Basis der praktischen Politik gerückt.

Wir wüßten kaum ein politisches Ereignis der jüngsten Zeit, das in Deutschland größere Aufmerksamkeit verdiente, als diese Ministerreden von Westminster in der Dienstag-Nacht. Man würde sehr irren, wenn man sie bloß mit innerpolitischen Erwägungen erklären und darum ihre Bedeutung herabdrücken wollte. Gewiß, die Regierung hatte sich vor allem gegen den Ansturm des radikalen Flügels der Ministeriellen zu wehren, von dem die Marineforderungen von 890 Millionen Mark als unerträglich hoch empfunden werden. Diese Gruppe der wirklichen „Realpolitiker", die davor warnen, dem finanziellen und sozialen Abgrund zuzusteuern, ist schon so stark, daß die Konservativen sich nur in schwacher Zahl an der Sitzung beteiligten, in der Hoffnung, das Votum der Radikalen möchte die Regierung stürzen. Diese Hoffnung hat sie getragen und das Auftreten der beiden Minister hat der Regierung eine große Mehrheit verschafft. Aber darüber hinaus hat Sir Edward Grey die auswärtigen Beziehungen und das Verhältnis zu Deutschland ausführlich und für alle Welt besprochen. Und es kam ihm dabei ersichtlich darauf an, im freundschaftlichsten Geiste auf die von ihm in ihrer ganzen Ausdehnung wiederholte Rede zu antworten, die der Reichskanzler fünf Wochen nach Potsdam im Reichstag gehalten. Aus allem, was er sagte, hörte man heraus, daß die Regierungen heute sich besser verstehen als seit langer Zeit, und wir wollen hoffen, daß die Ankündigung, das deutsche Flottenprogramm werde keine Aenderung mehr erfahren, im Einverständnis mit Berlin erfolgt ist. Auch aus der Art, wie in der letzten Zeit die Erörterungen über die Bagdadbahn geführt werden, zeigt ja ersichtlich, daß der Wunsch nach einem freundschaftlichen und beiden Seiten nutzbringenden Verkehr wieder lebhafter über das „Hochwasser" hinüber schallen.

Nur hat Sir Edward Grey nicht recht daran getan, wenn er die Beziehungen der Regierungen herausstrich im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung, deren Agitationen eine Verständigung erschwerten. Ach nein, es ist zum Beispiel noch gar nicht lange her, daß man in der Wilhelmstraße eben unter Berufung auf die öffentliche Meinung sich in diesen Dingen allzu reserviert gezeigt hat. Jetzt ist es gerade der Druck der Volksstimmung hüben und drüben, der die Regierenden zwingt, auf dem Wege der vernunftgemäßen Aussprache der Hochflut der Rüstungen, in der alles zu ertrinken droht, ein Ziel zu

Schönherrs Preisstück.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Schlenther.

Oscar Blumenthal hat einmal die nicht ganz unrichtige Bemerkung gemacht: „Je preiser das Stück, je durcher es fällt." Auf Karl Schönherrs „Glaube und Heimat" trifft diese Bemerkung schon deshalb nicht zu, weil hier zuerst der große Theatererfolg und dann der Grillparzerpreis kam. So sollt' es immer sein. Ein Drama, das sich noch nicht auf der Bühne bewährt hat, verdient keinen Preis. Buchdramen dürfen nicht gekrönt werden, mögen ihre Dichter noch so viel lyrische, epische, didaktische oder gar philosophische Eigenschaften darin bewähren.

Schönherrs „Tragödie eines Volkes" verdankt ihren sicheren, nun auch im Berliner Lessingtheater gescherten Bühnenerfolg dem glücklichen Umstande, daß darin ein „Theaterstück" steckt, wie es seit langer Zeit nicht aus eines echten deutschen Dichters Hand hervorgegangen ist. Das Talent zur Bühnenkraft hatte Schönherr schon oft verraten; man merkt man, daß er es vor dem lebendigen Theater ausgebildet hat. Er ist in seinen Bühnenwirkungen schon beinahe so raffiniert, „wie ein Franzos". Er versteht sich auf die Technik der Abschlüsse. Zuerst der starke, männliche, ehrliche Bauer, der im Kampfe mit der eigenen Charakterehrlichkeit seinen evangelischen Glauben verleugnet hat, um seine Heimat behalten zu können; erst als das Martyrium, das Blutzeugnis einer schwachen Frau, die für ihren Glauben sterben konnte, vor seine Augen tritt, fällt auch von ihm aller irdische Skrupel ab; er legt die Schwurfinger auf die blutige Bibel jenes Märtyrerweibes und tut, was die Bibel zu gebieten scheint: er bekennt seinen Glauben vor dem Verfolger, der ihn deshalb aus der Heimat jagen wird, von Hab und Gut, von Haus und Hof.

Im zweiten Aktschluß wird dieser Effekt des plötzlichen Bekenntnisses wiederholt. Die Steigerung liegt darin, daß es dieses sterbender Greis ist, jenes Bauern Vater: erst mit dem letzten Atemzug wollte er seinen Glauben bekennen, damit er noch in der Heimat, in seiner Väter und Urväter Erde begraben werde; da erfährt er am Beispiele jener Märtyrerin, daß man „Ketzer" auf dem Schindanger verscharre, wie einen verreckten Hund; nun geschieht das Unerwartete: der urbodenständige, ahnenstolze Alte will nun doch lieber im fremden Land ehrlich als daheim unehrlich begraben sein. Er kann nun den Hof seiner Vorfahren nicht früh genug verlassen; die folgerichtige psychologische Entwickelung eines „Nun doch" ist hier zu dramatischer Wirkung gebracht.

Trotzdem versucht der dritte und letzte Akt noch einen stärkeren Theatereffekt: „Wenn zwei Glauben raufend werden, das ist ein' wilde Sach", sagt zu Anfang des Stückes ein witziger Dorfbader, der den Glaubenskämpfen so gleichgültig gegenübersteht wie vielleicht der Dichter selbst; diese wilde Sache erleben wir am Schlusse des Stückes; im wahrsten Sinne des Wortes raufend werden der katholische und der evangelische Glaube von Person zu Person, von Mann zu Mann, von Menschenkörper zu Menschenkörper durch die zwei kräftigsten Vertreter der beiden Konfessionen; ein junges schuldloses Opfer ist im Glaubensstreit gefallen; des Bauern lebfrischer Knabe sprang in den Mühlbach, weil er den Vater nicht in die weite Welt begleiten durfte; darüber kommt es zwischen dem evangelischen Bauern und dem katholischen Ritter zum „handgemeng" auf Leben und Tod. Plötzlich aber — die Theaterkraft eines Plötzlichen zeigt der Dichter in allen drei Aktschlüssen — plötzlich ist es, als senke sich die weiße Taube vom Himmelsblau herab, als lege sich eine Hand von oben auf die heißen Köpfe der beiden Streiter; dem bibellesenden, bibelgläubigen Protestanten fällt noch gerade kurz vor Totschlag und Mord die evangelische Mahnung ein: Liebe deinen Feind; und der Ueberlegene läßt den Unterliegenden los und reicht ihm am Leichnam seines Jungen die Hand zur Versöhnung. Und der andere? Der Katholik? Der Reiter und Streiter seiner heiligen Gnadenmutter Maria? Wie wir aus einer seinen biographischen Linie wissen, war er von Hause aus ein Edelmann, wurde dann Mönch; weil ihm aber der Klosterfrieden nicht genügte, trat er mit Wehr und Waffen in die ecclesia militans ein, und wateud im Ketzerblut behielt er sein reines, frommes, barmherziges Gemüt; auch ihm war das „Raufen" nur ein Befehl des Gewissens; jetzt endlich vor der übermenschlichen Entsagungskraft des Gegners bricht er zusammen; um ein Haar wäre er körperlich erlegen; nun erliegt er seelisch. Daß dieser wilde Reiter zuletzt sein eigenes Schwert, die Waffe seiner Glaubenskämpfe mitten entzweibricht, hat man dem Dichter als antikatholische Tendenz ausgelegt und in Linz, Mannheim und anderswo den Bühnen die Aufführung des Stückes erschwert. Ich meine, auch dieser Dichter steht über den Parteien auf einer höheren Warte. Jene friedfertige Taubenpost aus Himmelshöh', jene „Stimme von oben", die im Innern des evangelischen Christen hörbar wird, ruft auch in das Gewissen des katholischen Christen einen andern Befehl, als den der Glaubensraufereei; den Befehl: „Kindlein, liebet euch!" Dieser Stimme gehorsam zertritt er das Schwert des Kampfes und des Hasses. Er wird wohl im Kloster wieder den Frieden suchen. Warum der Darsteller im Lessingtheater zuletzt einen feindseligen Blick auf das Madonnenbild wirft, ist mir unverständlich geblieben.

Mit solcher Erwägung haben wir uns schon über die Bühneneffekte eines vorzüglich gezimmerten Theaterstücks erhoben. Der Dichter gab dem Theater, was des Theaters ist, aber er wäre doch kein Dichter, wenn er nicht auch der Kunst gegeben hätte, was der Kunst ist. Die Kunst in diesem Kunstwerk beruht vornehmlich darin, daß die Kontrastbegriffe Glaube und Heimat, die im Titel allzu aufdringlich wie zwei allegorische Standbilder prangen, im Drama selbst personenweise differenziert sind. Aus sechzehn Menschenseelen steigt diese Tragödie eines Volkes empor. Wir sehen nicht, wie in Gerhart Hauptmanns Tragödie des Webervolkes die Masse, das ameisenartige Gewimmel und Getümmel, sondern wir sehen eine Auslese des tragischen Volkes. Gegenüber den zahllosen Weberindividualitäten könnte man hier zunächst von typischen Vertretern entgegengestellter-Kategorien sprechen: von Vertretern des Glaubensbegriffes, von Vertretern des Heimatbegriffes, von solchen, denen der Konflikt beider Begriffe die Seele zerreißt.

Als einseitigster Glaubensprophet, dem die irdische Heimat gar nichts bedeutet, steht der schwarze kaiserliche Reiter da, der seinen Edelhof, seine Mönchszelle verließ, um als Soldat Gottes durch das Land zu streichen; erst zum Schluß geht auch durch seine Seele der Riß. Völlig unzerrissen bleibt auf der andern Seite der reiche Englbauer, der, in der Gleichgültigkeit gegen jeden Glaubenskampf, bekennen und abschwören würde, was man verlangt, wenn er nur seinen Grund und Boden vergrößern kann; jeder seiner neun Buben soll als Gutsherr schon zur Welt kommen; darum sind ihm die Auswanderer gerade recht, denen er ihre Güter preiswert und prompt bezahlt, denn er ist zwar Protzenbauer, aber reell. Wieder im Gegensatz zu ihm steht das junge, in der Berliner Aufführung weggebliebene Bagantenpärchen, das mit Rautendelein singen könnte: „Weiß nicht, woher ich kommen bin, weiß nicht, wohin ich geh'." Elternlos, heimatlos wandern sie unverzagt selbander aus. Aber „ihr Junges" ist schon unterwegs; es wird nicht viel später zur Welt kommen als des Englbauern wohlbefestigter Mathiesl. Katholisch oder protestantisch, das kümmert die zwei Liebesleute so wenig wie den Englbauern, aber ihr Junges soll doch nicht elternlos, nicht heimatlos sein; ihm in weiter Ferne ein Heimatl, einen Fleck eigener Erde zu finden, ist ihr Vagantenziel. Gegenüber den uralten, entfestigten Bauerndynastien, von denen Karl Schönherr selbst abstammt, wirken dieses Proletenpärchen und sein ungeborenes Junges wie neue Artbegründer. Mit dem „Zuchtstiert", das im Mühlbach ertrank, stirbt das halbtausendjährige Geschlecht der Rottbauern aus; Kesselflickerchen und Straßentrapperl sind nicht Erben, vielleicht aber Ahnen. Also auch im Vagabunden der Zug zur Heimat.